

## Paradoxes Begehren.

### Zur Bedeutung heteronormativer Männlichkeitsbilder in der Psychodynamik von HIV-Neuinfektionen<sup>1</sup>

Seit einigen Jahren nimmt die Zahl der HIV-Neuinfektionen in fast allen Industriestaaten deutlich zu. Da dies insbesondere homosexuell lebende Männer betrifft, muss die Analyse der psychosozialen Hintergründe des Eingehens sexueller Risiken auch und gerade Fragen der problematischen Identitätskonstruktion schwuler Männlichkeit(en) in einer heteronormativen Gesellschaft thematisieren. Anhand von Einzelfallbeispielen<sup>2</sup> werden im vorliegenden Beitrag die Bedeutung normativer Männlichkeitsbilder in der Psychodynamik von HIV-Infektionen in Bezug auf schwule und bisexuelle Männer herausgearbeitet und deren Konsequenzen für die präventive Praxis angedeutet. Konstatiert wird ein zumeist un- oder vorbewusst existentes paradoxes Begehren nach eben der Gewalt, deren permanentes Einwirken eine beschädigte Existenz evoziert. Im Kontext einer doppelt positiven Besetzung des HIV-infizierten Körpers jenseits der geltenden Geschlechterdichotomie gilt es daher, eine Entlastung schwuler Identität(en) von ihrer symbolisch unmöglichen und daher materiell um so schwerer wiegenden Männlichkeit zu denken.

1 Der Beitrag entstand im Rahmen der an der Universität München durchgeführten Interviewstudie „Positives Begehren“ zum HIV-Risikoverhalten homosexuell lebender Männer in Deutschland, die durch die Bundeszentrale für gesundheitlichen Aufklärung, den Verband der Privaten Krankenversicherungen, das Kompetenznetz HIV/Aids und das Pharmaunternehmen GlaxoSmithKline gefördert wurde. Er stellt ausgewählte Befunde einer aus zwölf Interviews mit HIV-positiven und ungetesteten schwulen und bisexuellen Männern bestehenden Vorstudie zur Diskussion. Dank gebührt an dieser Stelle insbesondere den Interviewpartnern für ihre engagierte Teilnahme, Cornelia Möser und Sascha Hübner für die produktive Mitarbeit an der Studie sowie Ursula von Rügen für die konstruktive Kritik des vorliegenden Textes.

2 Entlang den prozessbezogenen Prinzipien der Grounded Theory (Strauss/Corbin 1998) diente die tiefenhermeneutisch fundierte und an Einzelfällen orientierte Methodik der Vorstudie der Bestimmung relevanter Untersuchungskategorien; sie kann nicht auf das methodische Vorgehen der auf 55 Interviews basierenden Gesamtstudie übertragen werden. Die Falldarstellungen sind für den Zweck des Artikels gekürzt.

„Ich vergleich mich mit nem Contergan.“

„Aber es ist für mich immer noch so, es ist, man könnte Krankheit dazu sagen. Krankheit insofern, ähm, ne unabänderliche Krankheit natürlich. Ja, ich kann, ich, ich vergleich mich nem Contergan. N Contergan kann nichts dafür, dass er ohne Ärmchen geboren wird. Er kann nichts dafür. Er kann es nicht ändern. Es ist so, und er muss jetzt damit klarkommen. Aber es, es ist ja nicht die Regel. Es ist ja nicht das Normale. Das normale Bild von nem Mann“ (Lukas).

Die Antwort, die der Interviewpartner hier auf die Frage nach seiner Homosexualität gibt, ist an Drastik kaum zu überbieten: Er bezeichnet sie als eine andauernde, fast schicksalhafte Krankheit, die Ähnlichkeiten mit einer conterganbedingten Behinderung habe. Die Folgen, die er dabei beschwört, indizieren eine körperliche Schädigung, die mit gesellschaftlicher Stigmatisierung und Diskriminierung einhergeht. Das Beruhigungsmittel Contergan, dessen Einnahme in den fünfziger und sechziger Jahren zu zahlreichen Fehlbildungen geführt hat, wird zum personalisierten Signum einer beschädigten und entfremdeten Existenz. Die im Bild des ohne Arme Geborenen aufscheinende körperliche Schädigung kann als äußerste Hilflosigkeit innerhalb einer handlungsorientierten Gesellschaft gelesen werden. Als Bezugsrahmen gilt hier das „normale Bild von nem Mann“. Es bezieht sich auf die Vorstellung einer naturalisierten gesellschaftlichen Normalität, die sich an den Merkmalsausprägungen der Mehrheitsgesellschaft ausrichtet und die der Gesprächspartner innerhalb eines heteronormativen Sozialisationsprozesses als Interpretationsschemata sozialer Realität verinnerlicht hat – und als niemals erreichbares Ich-Ideal nun gegen sich selbst wendet. Sie wird an dieser Stelle hinsichtlich ihrer (selbst-)destruktiven Konsequenzen weder reflektiert noch als gewaltsamer gesellschaftlicher Zwangsmechanismus kritisiert, sondern als gegeben und richtig mitgetragen.

Lukas ist zur Zeit des Interviews 41 Jahre alt. Im Gespräch bezeichnet er sich als bisexuell. Er lebt in wechselnden, offenen und zumeist schwulen Partnerschaften. Als studierter Selbständiger ist er beruflich erfolgreich. Auch sein Privatleben erscheint durch vielseitige Interessen und Aktivitäten sowie ein anerkanntes gesellschaftliches Engagement ausgefüllt. Während des Interviews vermittelt er einen äußerst selbstbewussten Eindruck als Mensch, der genau wisse, was er wolle und wie er es bekomme. Seit 2004 ist Lukas HIV-positiv.

Lässt sich ein Zusammenhang feststellen zwischen dem inkorporierten Männlichkeitsnormativ und seiner HIV-Infektion? Auf der Suche nach den Faktoren für seine Infektion führt das Gespräch zunächst zu konkret benennbaren Verhaltensweisen und Einstellungen, die jeweils auch in der gegenwärtigen Debatte um die steigenden HIV-Neudiagnosen in Deutschland benannt werden. Die häufig wechselnden Ge-

schlechtspartner, die das Stereotyp einer promisken Homosexualität aufrufen, erscheinen bei Lukas als „meine Sexsucht“; die Anzahl der Sexualpartner, die er allein in einem Jahr habe, könne er nicht einmal annäherungsweise angeben. Auch Multidrogenkonsum spielt als situativer Faktor in seinem sexuellen Leben eine Rolle und war auch in der Infektionssituation beteiligt. Unumwunden gibt Lukas seine schon damals bestehende Faszination für ungeschützten Geschlechtsverkehr zu Protokoll – trotz des Wissens um die Ansteckungsmöglichkeiten und die potentiell tödlichen Folgen von HIV. Je weiter das Interview fortschreitet, desto deutlicher wird indes, dass all das Oberflächenphänomene einer viel tiefer greifenden, unbewusst wirkenden Dynamik sind, die mit einer als zutiefst problematisch empfundenen schwulen Identität einhergeht und in der das Begehren nach der eigenen Männlichkeit als Begehren nach der gewalttätigen Männlichkeit des Anderen aufscheint.

Um diese Dynamik verstehen zu können, ist es notwendig, sich seine Sozialisation zur „Zwangsheterosexualität“ (Butler) näher anzusehen. Er selbst spricht davon, „dass ich also sexuell eigentlich orientiert wurde auf Heterosex. Ich wurde regelrecht [sic!] orientiert.“ Neben identifikatorischen Angeboten durch ein freizügiges Vorleben eines heterosexuellen Lebens durch die Eltern geschieht dies vor allem durch die Abgrenzung und Abwertung spezifisch homosexueller Lebensführungen im familiären Umfeld, durch Peers und im Kontext seiner „streng evangelischen“, „preußisch christlichen, bibeltreuen Erziehung“. Eine Distanzierung von den negativen Konnotationen von Homosexualität als „was Schlimmes, ganz und gar Schlechtes“ ist Lukas trotz des damit verbundenen und bewusst wahrgenommenen Leidensdruckes nicht gelungen: „Die Eltern und die Bibel: Die zwei Sachen. Also die ham mir das Schwulsein vergällt. Bis heute.“ Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass seine sexuelle Identität nach seinem Coming Out mit vierundzwanzig Jahren, das er als „großen Kampf“ bezeichnet und das mit einem Suizidversuch einhergeht, von seinen Eltern niemals Anerkennung gefunden hat. Die paradox erscheinende Übernahme der Fremdbewertung von Homosexualität als Krankheit und Behinderung in sein eigenes Bewertungsrastrer als internalisierte Homophobie mag damit gleichzeitig als eine verzweifelte Suche nach Anerkennung, zumindest als hilfloses und schutzbedürftiges Opfer, das sich den gesellschaftlichen Normen willfährig unterwirft, gelesen werden.

Zu dieser psychischen berichtet Lukas darüber hinaus von massiven physischen Gewalterfahrungen, die er in Verbindung zu seiner Homosexualität sieht. So sei er während seines Wehrdienstes von zwei nur etwas älteren Vorgesetzten schikaniert und „richtig gequält“ worden. Beide habe er später in der schwulen Szene wiedertreffend: „Es stellte sich heraus, dass sie – damals hatt’ ich ja wie jeder Soldat seine Freundin in na Spindwand hängen, als Bildchen – dass die also eher ne kleine Rache gegen die hübschen Heten gemacht haben.“ Höchst widersprüchliche Erfahrungen

wie diese, als Schwuler von Schwulen misshandelt zu werden, werden von Lukas mehrfach thematisiert. Sie tragen nicht unerheblich zu einer Identitätsdiffusion bei, die mit Selbstwertdefiziten und einem niedrigen Kohärenzgefühl einhergeht.<sup>3</sup> Psychoanalytisch gesehen steht einem rigiden Über-Ich und als äußerst triebhaft empfundenen Es ein schwaches Ich gegenüber, das nicht mehr in der Lage zu einer balancierenden Integration und souveränen Handlungsführung ist.

Ein konsequentes Gesundheitsverhalten findet weder in den biographischen Erfahrungen noch in der aktuellen Selbstwahrnehmung eine tragfähige Basis. Im Gegenteil kommt es zu einer engen Verbindung zwischen seiner Suche nach Nähe, dem Drang nach körperlichem Sex und dem Erlebnis konkreter Gewalt. Das autoaggressive Verhalten von Lukas spiegelt sich beispielsweise in seinen Verbindungen zu nationalistischen Kreisen, „wo sich auch n gewisses rechtes Spektrum sammelt“ wieder, deren Nähe und Sex er nicht trotz, sondern wegen der damit verbundenen Risiken sucht. Sie symbolisieren eine Autorität, die imstande ist, Anerkennung zu spenden. Zugleich verkörpern sie die äußerste Form von Männlichkeit, an der er durch das Einwirken ihrer Gewalt auf ihn partizipieren kann.

Am Ende dieser selbstdestruktiven Dynamik, die Lukas beschreibt, steht die HIV-Infektion. Sie markiert bei ihm einen Prozess der Selbstabwertung als schwuler Mann in einer heteronormativen Gesellschaft. Gleichzeitig bedeutet sie, paradoxerweise, eine Selbstermächtigung als Schwuler: Evoziert nicht der mit HIV „gefickte“ Mann die größtmögliche Macht – nun selbst im Akt die Möglichkeit zu haben, über Leben und Tod zu entscheiden?

## Wer hat Angst vor HIV? Zur Aktualität des Themas

Aber existiert diese Entscheidung über Leben und Tod heute, mehr als 25 Jahre nach der ersten Beschreibung des Immunschwächesyndroms Aids, überhaupt noch? Ist in Zeiten einer Behandelbarkeit der Infektion die Unterscheidung zwischen Leben und Tod noch sinnvoll?

Die Aktualität des vorliegenden Beitrags ist vor dem Hintergrund deutlich steigender HIV-Neuinfektionen in Deutschland und beinahe allen Industriestaaten zu sehen. Weltweit waren Ende des Jahres 2006 etwa 40 Millionen Menschen mit dem HI-Virus infiziert (UNAIDS 2006). Obwohl die epidemiologische Gesamtsituation in Europa dank erfolgreicher Aufklärungskampagnen und tief greifender Verhaltensänderungen in Richtung einer selbstverständlichen Safer-Sex-Norm hinter den Anfang der achtziger Jahre skizzierten Worst-Case-Szenarios zurückgeblieben ist,

<sup>3</sup> Zur Bedeutung des Kohärenzgefühls für gesundheitsbezogenes Handeln siehe Antonovsky 1997.

nehmen auch hier die Zahlen der gemeldeten Erstdiagnosen seit einigen Jahren stetig zu. 2006 wurden 2.611 neue HIV-Diagnosen gemeldet – ein Anstieg von 81 % gegenüber dem Jahr 2001; insgesamt leben in Deutschland 56.000 Menschen mit HIV und Aids (RKI 2006).

Auch wenn seit 1996 hochwirksame Medikamente zur Behandlung der HIV-Infektion zur Verfügung stehen, die durch verschiedene Blockaden des viralen Vermehrungszyklus die Aktivität des Virus langfristig weitgehend unterdrücken und sich das geschwächte Immunsystem so restituieren kann, ist die Infektion nach wie vor unheilbar. Die teilweise starken Nebenwirkungen der Medikamente und die mit der Infektion einhergehenden psychischen und sozialen Konsequenzen lassen die gerade im ärztlichen Bereich verbreitete Rede von HIV als chronischer Erkrankung fragwürdig erscheinen.<sup>4</sup>

Auffällig ist, dass das Risiko, sich mit dem HI-Virus zu infizieren, in der deutschen Bevölkerung sehr ungleichmäßig verteilt ist. Bezogen auf das Jahr 2006 erfolgten 62 % der bekannten Übertragungen über homosexuelle Kontakte. In allen westlichen Industriestaaten stellen schwule und bisexuelle Männer die Mehrzahl der Infizierten.<sup>5</sup> Die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Homosexualität und Aids ist seit Beginn der Aids-Historie etabliert. Durch den stereotypisierten Konnex von homosexueller Lebensweise und als pathologisch gesetzter Promiskuität und durch die phantasierte Grenzüberschreitung (des diskursiv legitimierte „Normalen“ und „Natürlichen“), die durch den anal-rezeptiven Geschlechtsakt symbolisiert wird, ist der Frage ein Diskriminierungspotenzial inhärent:

„Zu beobachten sind [...] ein quantitatives und ein qualitatives Argument dafür, dass AIDS als Ergebnis homosexueller Sexpraktiken aufzufassen ist: Zuviel Sex, oder falscher, gefährlicher – analer Sex. Die Kombination beider Kausalkonstruktionen bringt die Version von Sodom und Gomorrha zur Vollendung“ (Weingart 2002, S. 56).

So ist der Topos von Aids als Preis, den der Schwule für die Übertretung gesellschaftlicher Normen zu zahlen habe, im öffentlichen Diskurs immer noch aktuell; die Erkrankung ist in der gesellschaftlichen Erzählung in moralischen Kategorien von Schuld und Verantwortung zu lesen (vgl. Sontag 1989; Herz 2003).

4 Zum gegenwärtigen Stand des biomedizinischen Wissens bzgl. HIV/Aids siehe Hoffmann / Rockstroh / Kamps 2007.

5 Epidemiologisch korrekt müsste von „Männern, die Sex mit Männern haben“ (MSM) gesprochen werden, eine Kategorie, die bspw. auch sich als heterosexuell definierende Freier beinhaltet. In vielen anderen Regionen der Welt spielen homosexuelle Infektionswege nur eine untergeordnete Rolle: im südlichen Afrika sind mehrheitlich heterosexuelle Kontakte für die Ausbreitung des Virus verantwortlich, in Osteuropa und Zentralasien intravenöser Drogenkonsum (vgl. UNAIDS 2006).

Der Begriff der Überschreitung rekurriert auf die Existenz einer Grenze. Seine auffällige Bedeutung in der Aids-Debatte reflektiert ihre Instabilität. So hat nicht erst die Einführung der Kombinationstherapie die Grenze zwischen Leben und Tod nivelliert, sie ist bereits in Bezug auf den Status des Virus selbst fragwürdig; die sexuelle Penetration und der Austausch von Körperflüssigkeiten stellt eine weitere Grenze, die zwischen Körperinnerem und -äußerem, zur Disposition, bringt Phantasien der Verschmelzung ins Spiel des Begehrens; auch epidemiologisch betrachtet entzieht sich Aids als grenzübergreifende Pandemie globalen Ausmaßes den staatlichen Steuerungsmechanismen. Das allfällige Bemühen um Definition und Aufrechterhaltung der Grenze – durch Einführung von Einreiseverboten für HIV-Infizierte in die USA, durch Fetischisierung des Kondoms als alleiniges Mittel der Präventionsarbeit, durch Re-Dramatisierung von Aids als Krankheit zum Tod in den Medien – ist Signum einer Angst vor Kontrollverlust.<sup>6</sup>

Der signifikante Anstieg der Neuinfektionszahlen seit einigen Jahren ist Ausdruck eines realen Kontrollverlustes. Die etablierten Safer-Sex-Normen scheinen nicht mehr zu funktionieren, die sozialen Kontrollmechanismen innerhalb der schwulen Szene lösen sich im Zuge der Diversifizierung der „Community“ auf. Dabei besteht in Bezug auf schwule und bisexuelle Männer weitgehend Konsens, dass es sich in erster Linie um ein sexuelles Risikoverhalten handelt: nicht Unkenntnis der Infektionswege und Präventionsmöglichkeiten, sondern ein Eingehen von sexuellen Risikosituationen im Wissen um die Gefahr einer Infektion und – zumindest ansatzweise – um die damit verbundenen körperlichen, psychischen und sozialen Folgen.<sup>7</sup>

Wie aber ist zu erklären, dass es gerade homosexuell lebende Männer sind, die sich dem Risiko einer HIV-Ansteckung aussetzen? Welche spezifischen, auf die schwule Lebenswelt bezogenen Aspekte von HIV und Aids sind zu untersuchen? Diese Fragen erfordern eine Analyse der oft unbewusst wirksamen psychosozialen Dynamiken im Schnittpunkt von individuell-biographischen Erfahrungen und gesellschaftlichen Strukturbedingungen. Sie beinhalten die Untersuchung der problematischen und konfliktreichen Bildung schwuler Identität und zielen ab auf die Schwierigkeiten einer gelingenden Zusammenführung von Homosexualität und Männlichkeit.

6 Diese wird etwa in den sehr emotional geführten Debatten über das so genannte Barebacking als bewusstes und gewolltes sexuelles Risikoverhalten deutlich, stellt es doch die Vorstellung des rational handelnden Subjektes in Frage und macht die Grenzen der Präventionsarbeit deutlich.

7 Die bislang vorliegenden quantitativen Untersuchungen zum Anstieg der neu diagnostizierten HIV-Infektionen bestätigen durchgehend den Befund eines mehr oder weniger bewussten sexuellen Risikoverhaltens (vgl. dazu Bochow/Wright/ Lange 2004; RKI 2006; BZgA 2007). Die dabei bestimmten Faktoren wie Kondommüdigkeit, Therapieoptimismus, Drogenkonsum, Anstieg der Partnerzahlen erscheinen jedoch als Oberflächenphänomene, deren Zusammenhänge innerhalb des methodischen Designs nicht zu klären sind (vgl. Hutter/ Koch-Burghardt/ Lautmann 2000).

## „Ich hab die Seele eines kleinen Mädchens“

„Für mich ist Männlichkeit, haha, das ist sicher ganz komisch, für mich ist Männlichkeit ein passiver Mann, der, so so n so ne Wunschvorstellung, so n so n Bodybuilder, der für mich passiv sein kann. Das ist für mich Männlichkeit und ich möchte immer gern die Männlichkeit in Person sein, aber im Grunde genommen hab ich die Seele eines kleinen Mädchens. [...] Und das ist auch eine Erfahrung, die mir, ähm, die ich jetzt seit, äh, seit ein paar Jahren mit mir rum trage und so, dass ich einfach, dass ich so schrecklich schwul bin“ (Frank).

Innerhalb weniger Sätze wird die emotionale Spanne des Interviewten in Bezug auf das Thema Männlichkeit deutlich. Die Sequenz beginnt mit der mit einem Lachen präsentierten „Wunschvorstellung“ einer für ihn im „Bodybuilder“ verkörperten Form extremer Männlichkeit, die er begehrt, der sich ihm hingeben soll, die er penetrieren möchte und die ihm so eine Machtposition verschafft. Er ist es, der die Verfügungsgewalt über Männlichkeit imaginiert; diese wird zum ohnmächtigen Objekt, das er besitzen kann. „Komisch“ daran ist dabei natürlich die Verkehrung herkömmlicher Männlichkeitsvorstellungen, die mit Aktivität und Macht besetzt sind. Der „passive Mann“ ist dessen genaues Gegenteil, ein Nicht-Mann. Und doch scheint die Identifikation mit dem von ihm Gefickten für Frank der einzige Zugang zu seiner eigenen Männlichkeit zu sein: über den Besitz des Anderen – oder, genauer gesagt: über sein Begehren nach dem Begehren des Anderen. Gleichwohl erkennt er, der „immer gern die Männlichkeit in Person“ sein möchte, in sich selbst „die Seele eines kleinen Mädchens“. Zwei unterschiedliche Begriffe von Männlichkeit driften hier auseinander und erzeugen eine Irritation, die Franks konflikthafte und ambivalenten Umgang mit seiner sexuellen Identität verdeutlicht. Zum einen bleibt ihm natürlich die Männlichkeit des Bodybuilders, die er so affektiv besetzt skizziert, verschlossen: Sie ist lediglich Funktion für die Konstruktion seiner eigenen männlichen Position. Zum anderen wird eine andere Männlichkeit in Szene gesetzt, die eine psychosoziale Dimension besitzt und mit seiner schwulen Präferenz korreliert und im Bild des „kleinen Mädchens“ figuriert wird. Die Seele als das wahre Innere, das Authentische – während sein äußerlich gezeigtes Verhalten „verstellbar“ ist, wie er an anderer Stelle sagt – offenbart ihn als mehrfachen Nicht-Mann: Nicht Frau, auch nicht Mädchen, explizit ist es ein „kleines“ Mädchen, das als sein verinnerlichtes Selbstbild fungiert.

Es stellt eine Last dar, wie die metaphorische Wendung der mit sich herumgetragenen Erfahrung zeigt. Was diese Seele genau ausmacht, wird an dieser Stelle nicht deutlich; entscheidend scheint lediglich die völlige Opposition zum „Mann“, der als erstrebenswerter Bezugspunkt dient. Das begehrte Extrem des Bodybuilders kann

so als Kompensation seines Selbstwertdefizits gesehen werden. Es ist – auch sexuell – eine zwanghafte Aktivität, die sich in seinem gesamten Verhalten äußert:

„Ich versuche nach außen mich, ich habe jetzt diesen Bart jetzt und, äh, und, ja, ich würde gern sehr männlich erscheinen mit sehr tiefer Stimme, und an meinem Gang hab ich ja schon gearbeitet, schon als Jugendlicher, also dass ich sehr männlich laufe und so, aber ich möchte halt im Akt möchte ich der aktive, wirklich aktive Partner sein, das, das, das finde ich total gut.“

Der Bart, die Stimme, der Gang, die aktive Position beim Sex: Die Charakteristika, die Männlichkeit für Frank symbolisieren, sind allesamt Äußerlichkeiten, die für Beobachter sichtbar und innerhalb der gängigen Gender-Dichotomie problemlos interpretierbar sind. Folglich sind es stereotype Verhaltensmerkmale, die ein traditionelles Bild einer heterosexuell normativen Männlichkeit aufrufen. „Doing masculinity“ bedeutet für ihn lebenslange Arbeit, kein natürliches So-Sein, keine unmarkierte Position auf dem Tableau der Geschlechter. Die starke Wiederholung des Wirklich-aktiv-sein-Wollens ist Signum seiner Unsicherheit, die große Ähnlichkeiten mit der von Garfinkel im Rahmen seiner so genannten „Agnes-Studie“ bei Transsexuellen hat.<sup>6</sup>

Die Inszenierung scheitert. Er „würde“ gern sehr männlich erscheinen; offenbar glaubt er selbst nicht daran. Franks Stimme wird leiser, als er über die Erfahrung seines Schwulseins spricht, er stockt, so, als ob er bei der Wiederherbeiholung der Erkenntnis erschrickt. Nur eine Silbe wird noch mal deutlich und laut hervorgehoben, wenn er bemerkt, wie „schrecklich“ schwul er doch sei. Homosexualität verbreitet für Frank einen Schrecken, der aus einer für ihn unmöglichen Männlichkeit resultiert. Die in der Sequenz erscheinenden Identitätsfragmente von Männlichkeit und Weiblichkeit sind in sein Selbstbild nicht integrierbar. Die gesellschaftlich präfigurierten Bilder von Männlichkeit haben handlungsleitende Funktion für ihn. Sie begründen ein inkohärentes und von Selbstzweifeln getragenes Ich.

Frank ist 44 Jahre alt, vielseitig interessiert und künstlerisch erfolgreich. Er ist ungetestet, die letzte negative HIV-Diagnose liegt mehrere Jahre zurück. Seitdem hat er beim Sex stets auf das Kondom verzichtet, was bereits zu zwei Syphilisdiagnosen geführt hat. Vor HIV habe er „wirklich schiss“. Dass er „irgendwas nicht verarbeitet“ habe, reflektiert Frank mehrfach kritisch. Und doch bleiben für ihn die inkorporierten gesellschaftlichen Männlichkeitsbilder, an denen er immer wieder verzweifelt scheitert, verbindlich.

<sup>6</sup> Aus Furcht, als „unechte“ Frau erkannt zu werden, bemühte sich die von Garfinkel (1967) untersuchte Transsexuelle Agnes um eine übertrieben dargestellte Weiblichkeit im Alltag; siehe dazu auch Kessler/ McKenna 1978.

## Begehren, Macht und Männlichkeit: Schwule Gewalterfahrungen

Das Bild des Bodybuilders, das Frank in dem Gespräch anführt, ist für die existenten Männlichkeitsvorstellungen in der schwulen Community beispielhaft.<sup>9</sup> Es schließt an ältere Images der Schwulenbewegung der siebziger Jahre an und dient als Signifikant von Maskulinität einer Abgrenzung vom gesellschaftlich wirksamen Konnex von Homosexualität und Weiblichkeit:

„Die patriarchale Kultur hat eine simple Erklärung für schwule Männer: es fehlt ihnen an Männlichkeit. (...) Wenn jemand von Männlichkeit angezogen wird, dann muß diese Person weiblich sein – und wenn es ihr Körper nicht ist, dann eben irgendwie ihre Psyche. Diese Argumentation ist nicht sehr stimmig (...), aber omnipräsent. Entsprechend verursacht sie bei schwulen Männern Verunsicherung bezüglich ihrer Männlichkeit“ (Connell 2006, S. 165).

Die soziokulturelle Zwangsordnung von sex, gender und desire, die zur Etablierung einer „heterosexuellen Matrix“ führt (vgl. Butler 1991), impliziert ein spezifisches Männlichkeitsdefizit bei Schwulen:

„Es ist das Verhältnis von Identität und Begehren, das hier auf dem Spiel steht. Während bei Heterosexuellen der Trieb quasi-natürlich aus der Identität folgen soll – eine gesicherte Geschlechtsidentität garantiert das Interesse fürs andere Geschlecht – wird der Zusammenhang von Identität und Begehren innerhalb dieser Logik für Homosexuelle genau umgekehrt konstruiert. Aus dem sexuellen Interesse für Männer wird eine verfehlte männliche Identität abgeleitet. Wer Männer liebt, kann kein Mann sein. Denn einer paranoiden und zwangsheterosexuellen Mehrheit gelingt es nicht, Begehren schwul zu denken. (...) Mit der Annahme eines zwangsläufig (oder zwanghaft) immer heterosexuellen Triebes wird Schwulen ihr Geschlecht abgesprochen“ (Rehberg 2005).

Ein Versuch der Wiederaneignung von Geschlechtlichkeit besteht so in der Besetzung von heterosexuellen Männlichkeitsbildern für schwule Zwecke – eine Strategie, die im öffentlichen Diskurs existente Fragmente einer klar zuzuordnenden und positiv konnotierten Männlichkeit als Form mit schwulen Inhalten zu füllen vermag. Die ironische Distanz, die der Besetzung zugrunde liegt und ihre dekontextualisierte

<sup>9</sup> Der Bodybuilding-Trend innerhalb der schwulen Community in den achtziger Jahren kann als Antwort auf die Aids-Epidemie gesehen werden, da hier sowohl der gesunde homosexuelle Männerkörper gefeiert wurde als auch die Machbarkeit des Körperlichen selbst inszeniert werden konnte (vgl. Rehberg 2005).

Funktionalisierung ermöglicht, geht in der konkreten Realisierung zumeist verloren (vgl. Rehberg 2007). Das Spiel mit den männlichen Rollen mag im Kontext der schwulen Community gelingen, mit einem Wechsel des Bezugsrahmens wirkt er in der heterosexuellen Mehrheitsgesellschaft als absurde Parodie. Nicht zufällig ist das queere Konzept von „Camp“ als ironisch-humorvolle, ästhetizistische Inszenierung von Welt „esoterisch – eine Art Geheimcode“ (Sontag 1982, S. 322).

Natürlich sind in der schwulen Kultur auch nicht-männliche Bilder – etwa der Drag Queen oder der Androgynität – als Identifikationsangebote verbreitet, die durch Affirmation des Andersseins die Stigmatisierung als Schwuler positiv umzuwerten und die herrschende Geschlechterordnung zu dekonstruieren versuchen. Indes:

„Nicht die Dragqueens, sondern die ‚Castro Street Klone‘, mit Jeans und T-Shirt, Schnauzbärten und kurzgeschorenen Haaren, bestimmten Ende der 70er Jahre den internationalen Stil in der Schwulenszenen. (...) Dennoch bestand kein Zweifel, daß eine kulturelle Abwendung von femininen Anteilen stattfand“ (Connell 2006, S. 239).

Innerhalb der sozialen Organisation von Männlichkeit, die Connell beschreibt, nehmen Schwule die unterste Stufe einer rigiden Hierarchie ein, an deren anderem Ende die hegemoniale Männlichkeit

„als jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis (steht), welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimationsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frau gewährleistet (oder gewährleisten soll)“ (ebd., S. 98).

Hegemoniale Männlichkeit wird damit von konkreten sozialen Rollen oder gesellschaftlichen Positionen entkoppelt und bildet als Definitionsmacht über die Wahrnehmung und Interpretation sozialer Wirklichkeit ein diskursives Scharnier zwischen dem kulturellen Ideal und der institutionellen Macht. Zweifellos kommt so den normativen Vorstellungen von Männlichkeit eine entscheidende Bedeutung in der sozialen Alltagspraxis zu. Sie begründet für die untergeordneten Männlichkeiten eine konfligierende Dialektik, ermöglicht sie doch durch ihre Akzeptanz die Teilhabe an gesellschaftlicher Macht, jedoch um den Preis einer verinnerlichten Unterordnung. Das Dilemma: Die Orientierung an (und teils die Übernahme von) klischeehaften Vorstellungen einer Hypermaskulinität, die in den Fallstudien zum Ausdruck kam, bezeichnet die Hoffnung, durch Abgrenzung von einer schwulen Weiblichkeit eine gesellschaftlich legitimierte Position im Feld der Männlichkeiten besetzen und damit zu einer sicheren sexuellen Identitätsbildung kommen zu können, die jedoch

durch die Existenz der hegemonialen Männlichkeit überhaupt erst desavouiert wurde.<sup>10</sup>

Pierre Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang von „symbolischer Gewalt“: Der Beherrschte (der Schwule) tendiere dazu, sich selbst gegenüber den herrschenden Standpunkt (der hegemonialen Männlichkeit) einzunehmen.

„Insbesondere der *Schicksalseffekt*, den die stigmatisierende Kategorisierung [...] hervorruft, kann ihn dazu zwingen, die Wahrnehmungskategorie des Geraden [der „heterosexuellen Matrix“ nach Butler; PCL] zu akzeptieren und auf sich anzuwenden. Was dann unweigerlich dazu führt, daß er die sexuelle Erfahrung, die ihn vom Standpunkt der herrschenden Kategorien aus definiert, schamvoll erlebt (...)“ (Bourdieu 2005, S. 202f.).

Schwules Leben hat damit unweigerlich – auch und gerade im radikalen Widerstand gegen diese Dynamik – mit Erfahrungen der Gewalt – der symbolischen und/oder der realen – zu tun. Nur selten wird sie bewusst erlebt oder zum Gegenstand einer intentionalen Reaktion. Durch die notwendigerweise geschlechtsbezogene Sozialisation in einer patriarchalen und homosozialen Gesellschaft (vgl. Sedgwick 1985) werden insbesondere qua Familie, Peers und Medien (vgl. Bilden 1991) heteronormative Bilder einer Männlichkeit verinnerlicht, die gerade für Schwule niemals unproblematisch zu verkörpern sind.

Als neuestes dieser Bilder wird seit einigen Jahren der schwule Skinhead als „das populärste Männerideal der Post-Aids Ära“ identifiziert: „Man kann ihn in eine Logik der Überbietung einordnen, männlich, männlicher, am männlichsten...“ (Rehberg 2005). Aufgeladen mit Vorstellungen von äußerster Aggressivität und Gewalt, jenseits des politisch und gesellschaftlich Akzeptablen, symbolisiert der Skin eben jene Männlichkeit, der soziokulturell ein Maximum an Homophobie inhärent ist:

„Die Popularität dieser Figur für Schwule in einer mehrheitlich nichtschwulen Gesellschaft ist ein Zeichen dafür, dass ihnen der Zugang zur ‚Männlichkeit‘ immer noch verweigert wird und dass Assimilationsangebote für Schwule unter dem Vorzeichen von Homophobie funktionieren. Der Homoskin ist an dieser Stelle die

<sup>10</sup> Gleichwohl muss die Frage gestellt werden, inwieweit die gegenwärtige soziale Realität der idealtypisch behaupteten Wirksamkeit patriarchalisch oder phallogozentrisch zu fassender Gesellschaftsstrukturen überhaupt noch entspricht. Erfahren schwule Männer in Zeiten der Legitimität und Legalität gleichgeschlechtlicher Lebenspartnerschaften überhaupt noch gesellschaftliche Diskriminierung? Bestehen denn die heteronormativen Sozialisationsformen, die zur beschriebenen Dynamik einer höchst fragilen Männlichkeit führen, heute noch? Ohne eine abschließende Antwort darauf geben zu wollen, sei auf eine Analyse von Gender-Aspekten in der deutschen Gegenwartsliteratur verwiesen, in der gerade aufgrund eines imaginierten „anything goes“ sexueller Identitätspolitik ein konservativer Drive behauptet wird (Langer 2004).

Markierung einer Grenze. Er ist die Figur der schwulen Anti-Assimilation, eine schwule Protestfigur“ (ebd.).

Es ist nicht verwunderlich, dass in diesem Zusammenhang Gewaltphantasien in der schwulen Szene mediale Verbreitung finden.<sup>11</sup> Vergewaltigungsszenarien und Viktimisierungsvorstellungen reflektieren eine Faszination mit einem imaginierten, jeglicher Relativierung entzogenen Maskulinitätsideal und garantieren eine Partizipation an ihm über die Identifikation mit dem Aggressor. Vielleicht ist es daher kein Zufall, dass eine weit überdurchschnittliche Zahl HIV-Positiver in der schwulen Skinhead-Szene zu beobachten ist.

### Beobachtungen: Heteronormative Männlichkeitsbilder und sexuelles Risikoverhalten

Die vorgestellten Fallbeispiele haben bereits Grundzüge der komplexen Dynamiken des HIV-Risikoverhaltens schwuler Männer vor dem Hintergrund gesellschaftlich wirksamer Männlichkeitsvorstellungen aufgezeigt. Insgesamt lassen sich aus den Interviews drei Bedeutungsaspekte bezüglich des Zusammenhangs von heteronormativen Männlichkeitsbildern und HIV-Risikoverhalten in den gegenwärtigen westlichen Gesellschaften herausstellen: 1. das problematische Spannungsfeld zwischen einer soziokulturell heterosexuellen Männlichkeit und einer als nicht-männlich konnotierten Homosexualität, die Männlichkeit zu einem zentralen Thema schwuler Identitätskonstruktion werden lässt; 2. ein höheres sexuelles Risikoverhalten als mögliche Folge der verinnerlichten heteronormativen Männlichkeitsbilder und der damit verbundenen Selbstwertproblematik; 3. ein paradoxes Begehren nach eben jener imaginierten gewalttätigen Männlichkeit, die überhaupt erst zu dieser verhängnisvollen Dynamik führt.

Dabei ist anzumerken, dass diese Thesen keine Pauschalisierung hinsichtlich schwuler Identitäten und Lebensführungen bedeuten sollen und im komplexen Zusammenhang mit anderen biographischen, sozialen und situativen Faktoren von Risikoverhalten gelesen werden müssen. Nicht jeder Schwule hat ein Problem mit seiner Männlichkeit und nicht jedes Problem mit Männlichkeitsnormen führt zwangsläufig zu einem sexuellen Risikoverhalten; umgekehrt spielt nicht bei jedem sexuellem Risikoverhalten der Faktor Männlichkeit eine Rolle. Dennoch zeigt sich hier ein Phänomen, dessen Bedeutung für die aktuellen HIV-Neuinfektionen deutlich ist und das bislang für die konkrete Präventionsarbeit kaum beachtet wurde. Dabei wer-

<sup>11</sup> Als Beispiele dafür können die äußerst erfolgreichen Hardcore-Pornos von „Cazzo“ dienen, die mediale Phantasien von teilweise brutaler sexueller Aggression in Szene setzen (z.B. „Skin Flick“, „Eingelocht“).

den psychosoziale Dynamiken in Szene gesetzt, die oft erkannt, aber kaum durchbrochen werden können: Heteronormative Männlichkeitsbilder stellen einen ernst zu nehmenden Risikofaktor innerhalb schwuler Lebenskontexte dar.

*Ad 1:* Männlichkeit ist, wie ein Interviewpartner an einer Stelle bemerkt, „für alle Schwule n Thema. [...] Ich kenn wenig Schwule, die so ne ungebrochene Männlichkeit haben.“ (Simon) Nimmt man diese Formulierung auf, so bezeichnet Homosexualität eine gebrochene – verletzte, verwundete – Männlichkeit. Die Bruchstelle ist in den gesellschaftlich vorherrschenden – und das heißt in Bezug auf den deutschen Studienkontext und soziokulturell ähnliche Gesellschaften: heteronormativen – Männlichkeitsvorstellungen zu verorten, die durch vielfältige Sozialisationsprozesse und kulturelle Repräsentationen auch als Bezugspunkte spezifisch schwuler Identitätsbildung fungieren. Der eben schon zitierte Simon macht das – „fast schon neidisch“ – an seinem Bruder fest: „Der is verheiratet, hat zwei Kinder, und ich glaub, der findet sich gut und schön und attraktiv und in Ordnung. Und der is nich schöner und attraktiver als ich, denk ich, und ich, ich hab des nich, so'n ungebrochenes Verhältnis zu meiner Männlichkeit.“ Zwei Aspekte seines Männlichkeitsbildes werden hier thematisiert: die Einbindung in den heterosexuellen Kontext von Ehe und Familie sowie die Selbstverständlichkeit eines an körperlichen Merkmalen von Schönheit und Attraktivität begründeten Selbstwertgefühls. Konsequenterweise erhalten für Simon am Körper abzulesende optische Markierungen eine wichtige Funktion bei der Darstellung von Männlichkeit: „Fitnesswahn“, um „wenigstens sportlich aussehn oder wie'n Mann [aussehen]“ zu wollen, und Kleidung als offensichtlichste Form von Geschlechtsdarstellungen in der Öffentlichkeit: „Oder ich, ich zieh Zimmermannshosen an oder ne Trainingsjacke oder wie auch immer. Das man schon als Mann wahrgenommen werden will.“ (Simon) Die angeführten Beispiele orientieren sich sicher nicht zufällig an Äußerlichkeiten und Oberflächen, sind es doch die Ansatzpunkte, an denen die Geschlechtszugehörigkeit in der sozialen Alltagspraxis sichtbar und interpretierbar wird. Gleichzeitig sind sie am einfachsten – im Sinne eines „doing gender“ – darzustellen und damit funktionalistisch einsetzbar: Männlichkeit als Maskerade.<sup>12</sup>

*Ad 2:* Vor dem Hintergrund dieser heteronormativen Männlichkeitsimages wird in der Mehrzahl der geführten Interviews ein massives Unbehagen bezüglich der Wahrnehmung der eigenen Männlichkeit erkennbar, das sowohl explizit angesprochen und als Problem bewertet als auch durch para- und metasprachliche Äußerungen implizit deutlich wird.<sup>13</sup> Dieses kann, das haben die Fallstudien exemplarisch gezeigt, zu Gefühlen des Ungenügens und eines defizitären Selbstwertes führen.

12 Zum Maskerade-Konzept in Bezug auf Männlichkeit siehe insb. Benthien 2003; zur Konkretisierung in schwulen Kontexten v.a. Woltersdorff 2007.

13 Etwa in Form eines verlegenen Lachens, das eine ironische Distanzierung ausdrücken soll, die letztlich jedoch scheitert, lange Pausen, eine hohe Emotionalität bei den folgenden Antworten.

Zwei Strategien, darauf zu reagieren, scheinen in den Gesprächen auf. Zum einen kann durch die bewusste Inszenierung einer an gesellschaftlich wahrnehmbaren Oberflächen sich festmachenden Maskulinität (etwa durch Kleidung oder Bodybuilding) der eigene Mangel zu kompensieren versucht werden. Da dies in hohem Maße von der Anerkennung durch den Anderen abhängig ist und zugleich als nicht-authentisch gesehen wird, ist dieser Inszenierung die ständige Drohung des Scheiterns eingeschrieben. Zum anderen ist in den Gesprächen auffällig, dass beinahe alle Interviewpartner sehr darauf bedacht sind, sich vehement von als feminin angesehenen schwulen Typen (die „Tunte“, „Tucke“, „Drag Queen“) zu distanzieren:

„Also ich hab schon auch ein Problem damit, mit diesen tuntigen Schwulen, (...) äh, ich find das schon manchmal auch ein bisschen verstörend, also das is, ähm ähm, und dass es da, äh äh, Schwule gibt in in der Community, die da, weiß ich nich, auch tagsüber mit der Federboa rumlaufen müssen oder sonst irgendwas, also das wirkt schon auch ein bisschen verstörend für mich, und das ist auch immer etwas, wo ich mir denke, nee, ähm, zu denen will ich dann aber auch nicht gehören, also bitte, wenn ihr sagt: schwul – ich bin was anderes als das“ (Andreas).

Durch die Abwertung von Weiblichkeit wird – im Einverständnis mit der heterosexuellen Dominanzgesellschaft, die Connell als „patriarchale Dividende“ bezeichnet (Connell 2006) – eine „männlichere“ Position konstruiert, die ein höheres Maß an sozialer Anerkennung und Selbstwert zu versprechen scheint (vgl. Sedgwick 1985). Übersehen wird dabei nicht selten eine ihr zugrunde liegende Verinnerlichung von homophoben Anteilen:

„Mysogynie und Homophobie sind deshalb keineswegs nur unterschiedliche Effekte desselben Bedeutungsregimes; sie unterhalten (...) intime Beziehungen zueinander: als ‚Abfallprodukte‘, die die Durchsetzung bestimmter Männer- und Männlichkeitsphantasien notwendig mit hervorbringt“ (Weingart 2002, S. 59).

Als eine mögliche Folge dieses verminderten Selbstwertgefühls hinsichtlich der eigenen Männlichkeit kann sexuelles Risikoverhalten gesehen werden. Dass es bei Schwulen spezifisch um sexuelles (und das ist in diesem Kontext immer gleichzusetzen mit: HIV-) Risikoverhalten geht, ist vor dem Hintergrund der über Sexualität hergestellten geschlechtlichen Identität verständlich. Da im weiblich-schwulen Akt des Penetriertwerdens das Männlichkeitsproblem symbolisiert ist, wird es auf dem Spielfeld der Sexualität auch ausgetragen.

*Ad 3:* Es mutet paradox an, dass trotz vermeintlicher (Selbst-)Erkenntnis und Reflexion dieser fatalen Dynamiken kein Widerstand gegen die als gewaltsam er-

fahrenen Männlichkeitsnormen entsteht, sondern vielfach ein Begehren nach dieser Männlichkeit und ihrer konkreten körperlichen Gewalt Ausdruck findet. So beschreibt Simon eine durchaus exemplarische Szene:

„Ich war kürzlich auf ner Sexparty. Und da war'n Typ, der war supersexy und männlich und attraktiv. Und ich hab mit dem auch was Unsafes gemacht, wo ich denk, wenn er nich so attraktiv und männlich gewesen wär, dann hätt ich des wahrscheinlich nich gemacht. Wo des irgendwo mich so hemmungslos gemacht hat, wo ich so im Rausch war. Wow, dieser tolle Typ will mich.“

Simon ist sich der Risikosituation bewusst. Zugleich reflektiert er, wie oben angedeutet, den zwanghaften Charakter des geltenden Männlichkeitsbildes, dem er sich durch Nachvollzug entsprechender Symbole zumindest nach außen hin anzunähern versucht. Innerhalb dieses Bewertungsrahmens verkörpert der „Typ“ auf der Sexparty durch äußere Attraktivität sein Männlichkeitsideal, dem er selbst niemals gerecht werden kann. Trotz des Wissens um die (und, wie kurz darauf deutlich wird, der Angst vor der) Risikosituation und möglicher gesundheitlicher Folgen<sup>14</sup> hat er sich auf „was Unsafes“ eingelassen. Das Begehren des Anderen bedeutet Anerkennung und bringt eine nur als „Rausch“ zu beschreibende Steigerung des gebrochenen Selbstwertgefühls. Der Begriff des Rausches deutet aber auch auf die Kurzfristigkeit dieses Mehrwertes hin, seinen illusionären Charakter. Die temporäre Partizipation an seiner imaginierten Männlichkeit, die den Anderen als Spiegel des Selbst benötigt, erfolgt durch die Inkaufnahme dauerhafter Schädigungen. Entscheidend ist dabei die Zusammenführung von Männlichkeitsvorstellung und ungeschütztem Sex. Gerade weil in der schwulen Community infolge von Aids Safer Sex als Verhaltensnorm besteht, bedeutet anonymer unsafer Sex einen Tabubruch, der als Abgrenzung von einer sich in den letzten zwei Dekaden stark verändernden homosexuellen Lebenswirklichkeit verstanden werden kann. Die im öffentlichen Diskurs behauptete gesellschaftliche Akzeptanz von Homosexualität und die Mainstreamisierung der Community bieten kaum mehr Möglichkeiten, aus der Selbstwahrnehmung als „Anderer“ identitätsstiftende Bedeutung zu erlangen; unsafes Verhalten wird damit potentiell zu einem im wahrsten Sinne des Wortes „positiven“ Bezugspunkt eines Andersseins gegenüber einer normalisierten schwulen Lebenswelt, die Inszenierung einer projizierten „rohen“ Männlichkeit.<sup>15</sup>

<sup>14</sup> Gerade für HIV-Infizierte bestehen durch weiterhin ungeschützten Geschlechtsverkehr erhöhte Gesundheitsrisiken für oft nur sehr schwer behandelbare Infektionen wie Hepatitis C, die derzeit HIV als angstbesetzte Krankheit abzulösen scheinen (vgl. Adam 2006).

<sup>15</sup> „Raw sex“ ist im Englischen der szenetypische Ausdruck für bewussten ungeschützten Geschlechtsverkehr.

## Der „positive Körper“ – Die Faszination von HIV und die Chancen der Prävention

Die letzte Konsequenz des skizzierten paradoxen Begehrens stellt die bewusste und gesuchte HIV-Infektion aufgrund der damit verbundenen Faszination des infizierten Körpers da. In der folgenden Interviewsequenz wird der Reiz, sich in einer Risikosituation in die Gewalt des anderen – HIV-positiven – Mannes zu begeben, erkennbar:

*PCL:* Reizt es, Opfer zu sein?

*Tom:* (7 Sekunden Pause) Ob es das Opfer ist, das weiß ich nicht. (5 Sekunden Pause) Aber vielleicht ist es Ausgeliefertsein oder dieses, ja vielleicht Opfer in dem Sinne, dass der andere dann sozusagen bestimmt oder den maßgeblichen Einfluss hat.

*PCL:* Was ist geil daran?

*Tom:* Weil man sich selbst irgendwo da völlig aufgibt. Also man ist ja dann für den anderen ja nur noch Objekt. Nur noch sozusagen, ganz kratzig ausgedrückt, man steht da nur zur Benutzung, zur Verfügung.

Diese Szene ist sicher nicht verallgemeinerbar. Sie zeigt jedoch in extremis die Bedeutung, die HIV in der schwulen Community hat. Über übliche Merkmale männlicher Macht hinaus kommt durch die bekannte HIV-Infektion von Toms Sexualpartner eine wesentlich neue Dimension ins Spiel: Er besitzt nicht nur symbolisch den Phallus, dieser stellt darüber hinaus eine sehr reelle (und doch imaginäre, weil unsichtbare, zeitlich verschobene, bloß potentielle) Todesdrohung dar. Der HIV-positive Mann verkörpert in diesem Sinne die größtmögliche Macht über den Anderen. Tom unterwirft sich dieser und degradiert sich zum rein passiven Objekt dessen Begehrens. Innerhalb des sexuellen Spiels partizipiert er so an dessen imaginierter Männlichkeit, die ja wiederum von seiner bereitwilligen Unterwerfung abhängig ist. Gleichwohl ist sich Tom darüber im Klaren, dass er mit seinem intentionalen Risikoverhalten die Safer-Sex-Norm, die innerhalb der schwulen Community gilt, bricht. Der „rohe“ Sex, den er begehrt und für den der positive Mann steht, stellt für ihn ein unentfremdetes Schwulsein dar, das nicht durch soziale Normierungs- und Disziplinierungsmechanismen zurechtgemacht wurde, das ohne die Angst, die Aids bedeutet, verwirklicht werden kann, und das gleichzeitig die gewalttätige Geschlechterdichotomie überschreitet: In der Simultaneität von traditionell männlichen und weiblichen Attributen von Macht und Ohnmacht, Aktivität und Passivität, Normalität und Subversion, Leben und Tod wird ein Begehren reflektiert, das das schwule Subjekt jenseits von den sozialen Zuschreibungen als Mann oder Frau verortet. Was

Weingart in Bezug auf Drogenkonsum konstatiert, könnte ebenso auf die obige Szene Anwendung finden: Unsafer Sex kann hier gelesen werden als Ekstase,

„als Zugang zu einer vermeintlichen Authentizität, als paradoxe Wiederaneignung des entfremdeten Körpers mittels eines Fremdkörpers – in beiden Fällen steht die Dichotomie von Eigenem und Fremdem, von Reinheit und Verschmutzung auf dem Spiel“ (Weingart 2002, S. 40).

Wie ist Prävention angesichts dieser Dynamik noch möglich? Mentalitäten ändern sich bekanntlich langsam. Wenn heteronormative Männlichkeitsbilder einen nicht unerheblichen Einfluss auf das Risikoverhalten von Homosexuellen haben, so wäre ein Erfolg versprechender Weg, andere Bilder einer gelingenden Männlichkeit innerhalb der schwulen Community zu etablieren. Angesichts der zunehmenden Eingliederung homosexuellen Lebens in die heterosexuelle Mehrheitsgesellschaft und der damit einhergehenden Möglichkeit der Anerkennung des bislang „Anderen“ ist dies in naher Zukunft nicht zu erwarten. Gerade weil schwule Lebensweisen immer größere Akzeptanz zu erfahren scheinen, vergrößert sich die Wahrscheinlichkeit, dass heteronormative Interpretationsmechanismen auch in der schwulen Community Geltung erlangen werden. Damit signifiziert das Praktizieren von unsafem Sex ein Begehren nach Abgrenzung und Widerstand, nach dem Mehrwert eines „anderen“ Lebens. Es nötig zu einer Antwort auf die Frage, wie die inkorporierten heteronormativen Denkmuster durchbrochen werden können. Die Position, die der positive Körper des Infizierten in Teilen der schwulen Szene einnimmt, ist auch als verzweifelter Aufschrei zu verstehen: nach einer gelingenden und souveränen schwulen Identität.

Sofern Prävention die Hoffnung nach Veränderung bezeichnet, hat sie mit dem Denken des Möglichen zu beginnen und sich nicht hinter dem Mantel des faktisch Machbaren zu verstecken. Daher sei abschließend der 1984 ebenfalls an den Folgen von Aids gestorbene Michel Foucault zitiert:

„Es gibt im Leben Augenblicke, da die Frage, ob man anders denken kann, als man denkt, und anders wahrnehmen kann, als man sieht, zum Weiterschauen und Weiterdenken unentbehrlich ist.“ Daher gehe es darum, zu wissen „in welchem Maße die Arbeit, seine eigene Geschichte zu denken, das Denken von dem lösen kann, was es im Stillen denkt, und inwieweit sie es ihm ermöglichen kann, anders zu denken.“ (Foucault 1986, S. 15f.)

## Literaturverzeichnis

- Adam, Axel; 2006: Hepatitis C. Wie reagiert die schwule Szene. In: Hoffmann, Christian/ Jäger, Hans (Hgg.): AIDS 2006. Wunschwelt Heilung. Landsberg/L. S. 203-204.
- Antonovsky, Aaron; 1997: Salotogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen.
- Benthien, Claudia; 2003: Das Maskerade-Konzept in der psychoanalytischen und kulturwissenschaftlichen Theoriebildung. In: Dies./ Stephan, Inge (Hgg.): Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln/ Weimar/ Wien. S. 36-59.
- Bilden, Helga; 1991: Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: Hurrelmann, Klaus / Ulich, Dieter (Hgg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim/ Basel. S. 279-302.
- Bochow, Michael/ Wright, Michael/ Lange, Michael; 2004: Schwule Männer und Aids. Risikomanagement in Zeiten der sozialen Normalisierung einer Infektionskrankheit. Köln.
- Bourdieu, Pierre; 2005: Die männliche Herrschaft. Frankfurt/M.
- Butler, Judith; 1991: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M.
- BZgA; 2007: Aids im öffentlichen Bewusstsein der Bundesrepublik Deutschland 2006. Wissen, Einstellungen und Verhalten zum Schutz vor Aids. Köln.
- Connell, Robert W. (Raewyn); 2006: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeit. 3. Auflage. Wiesbaden.
- Foucault, Michel; 1986: Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2. Frankfurt/M.
- Garfinkel, Harold; 1967: Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs.
- Herz, Marion; 2003: Science fiction, double feature. HIV in Epidemiologie, Immunologie und Philadelphia. In: Nusser, Tanja/ Strowick, Elisabeth: Rasterfahrungen. Darstellungstechniken. Normierungsverfahren. Wahrnehmungskonstitution. Bielefeld. 159-180.
- Hoffmann, Christian/ Rockstroh, Rolf/ Kamps, Bernd (Hgg.); 2007: HIV.net 2006. Köln.
- Hutter, Jörg/ Koch-Burghardt, Volker/ Lautmann, Rüdiger; 2000: Ausgrenzung macht krank. Homosexuellen-Feindschaft und HIV-Infektionen. Wiesbaden.
- Kessler, Suzanne/ McKenna, Wendy; 1978: Gender. An Ethnomethodological Approach. New York ua.
- Knoll, Christopher; 2005: Das Streben nach Männlichkeit als psychosozialer Risikofaktor. In: Lemmen, Karl u.a. (Hg.): Sexualität wohin? Hinblicke, Einblicke, Ausblicke. Berlin. S. 75-80.

- Langer, Phil C., 2004: „Express Yourself“ Gender, Pop und Postmoderne in der deutschen Gegenwartsliteratur. In: *Recherches germaniques* 34 (2004): S. 171-192.
- Rehberg, Peter; 2005: Die Glatze des Widerstands. In: Freitag vom 4.3.2005. Zit. nach URL <http://www.freitag.de/2005/0905091701.php>.
- Rehberg, Peter; 2007: „Homoskin“ – Weder Dramaqueen noch Klon. In: Bauer, Robin/ Hoenes, Josch/ Woltersdorff, Volker (Hgg.): *Unbeschreiblich männlich. Heteronormativitätskritische Perspektiven*. Hamburg. S. 121-134.
- RKI; 2006: *Epidemiologisches Bulletin* Nr. 47. Berlin.
- Sedgwick, Eve Kosofsky; 1985: *Between Men. English Literature and Male Homosocial Desire*. New York.
- Sontag, Susan; 1982: Anmerkungen zu ‚Camp‘. In: Dies.: *Kunst und Antikunst*. 24 literarische Analysen. Frankfurt/M. S. 322-341.
- Sontag, Susan; 1989: *AIDS und seine Metaphern*. München.
- Strauss, Anselm/ Corbin, Juliet; 1998: *Basics of Qualitative Research. Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory*. London.
- UNAIDS; 2006: *Report On the Global AIDS Epidemic*. New York.
- Weingart, Brigitte; 2002: *Ansteckende Wörter. Repräsentationen von AIDS*. Frankfurt/M.
- Woltersdorff, Volker; 2007: „I Want To Be A Macho Man“. Schwule Diskurse über die Aneignung von Männlichkeit in der Fetisch- und SM-Szene. In: Bauer, Robin/ Hoenes, Josch/ Woltersdorff, Volker (Hgg.): *Unbeschreiblich männlich. Heteronormativitätskritische Perspektiven*. Hamburg. S. 107-120.